

Ingrid Strobl: Ingeborgs Fälle, Frankfurt/Main 2003

Ingrid Strobl

## **Ingeborg und der kretische Hund**

Ingeborg mochte keine Hunde. „Wenn du in Pension gehst, könntest du dir doch einen Hund zulegen“, hatten Freunde zu ihr gesagt, und sie hatte sie dafür gehasst. Wie unsensibel, hatte sie gedacht, kennen sie mich wirklich so schlecht? Wissen sie nicht, dass ich den Geruch von Hunden eklig finde, dass mir vor der Vorstellung graut, so eine feuchte Hundeschnauze könnte mein Kleid voll sabbern? Wissen sie nicht, dass ich abends auf meinem Sofa sitzen, ein Glas Wein trinken und meine Ruhe haben will? Und nicht mit dem Hund rausgehen, in Regen und Eiseskälte?

Wenn Ingeborg an einen Hund dachte, sah sie sich mit umgebogenem Regenschirm dem Sturm trotzend in stockdunkler Nacht durch Pfützen waten, ein nach nasser Wolle stinkendes Vieh an der Leine, das mitten auf den Gehweg einen dicken, weichen, zerlaufenden Haufen schiss. Mit einer Katze konnte sie sich schon eher sehen. Aber Ingeborg wollte überhaupt kein Tier. Ingeborg wollte reisen. Endlich wegfahren, solange sie wollte, bleiben, wo es ihr gefiel. Weiter reisen. Bleiben, wieder woanders hinfahren. Mit einem Tier ging das nicht. Die Reisen, von denen Ingeborg träumte, waren mit dem Auto nicht zu machen. Und welches Hotel nahm eine Katze auf? Ingeborg malte sich aus, wie ihre blauäugige Siamkatze elegant über das Balkongeländer kletterte und den Gast im Nachbarzimmer zu Tode erschreckte. Dieses Bild hatte etwas für sich, Ingeborg konnte sich darüber amüsieren, wenn sie nichts besseres zu tun hatte, aber in der Realität hätte sie diese Szene lieber nicht erlebt.

Und nun folgte ihr diese dumme Töle auf Schritt und Tritt. „Ich will nichts von dir wissen“, knurrte sie das Vieh an, „geh weg!“ Der Hund blickte sie aus karamellbonbonbraunen Augen an und seufzte. Er war das hässlichste Tier, das sie je gesehen hatte. Er war noch hässlicher als die Kampfhunde, die in den letzten Jahren immer häufiger in der Stadt aufgetaucht waren, und vor denen sie sich fürchtete. Er war mittelhoch, mitteldick, sein gelbliches Fell war so glatt, dass er nackt wirkte, und er hatte O-Beine wie ein zu groß geratener Dackel.

„Du kriegst nichts von mir, also hör auf, zu betteln!“, erklärte Ingeborg dem Hund, der stur neben ihr her lief. Wenn sie mit ihm sprach, sah er sie aus diesen runden Augen an und seufzte. In seinem Blick lag eine

Sehnsucht, die Ingeborg nervös machte. Ich bin doch nicht verantwortlich für dieses blöde Vieh, wies sie sich selbst zurecht. Brachte sich zurück auf den Boden der Tatsachen. Sie befand sich auf Kreta, wohnte in einem kleinen Ferienhaus, das nicht so schön war, wie es im Katalog ausgesehen hatte, fühlte sich nicht so frei und leicht, wie sie es erwartet hatte, eine Woche nach ihrer Pensionierung, und das Meer war voller Quallen. Anders gesagt: sie war ziemlich frustriert. Und dieser karamellbonbonbraune Hundeblick brachte sie beinahe zum Heulen.

Ingeborg ging in den Laden, in dem es alles zu kaufen gab, was eine Touristin brauchte, die in einer Ferienwohnung lebte und abends in die Kneipe essen ging. Die alte Frau, die das Geschäft betrieb, konnte kein Wort Deutsch oder Englisch, war aber eine erfahrene Expertin im Entziffern von Zeichensprache. Stumm deutete Ingeborg auf die Pfirsiche, die in einem Weidenkorb neben der Tür lagen, und hob drei Finger hoch. Die Frau sagte etwas und machte eine schaufelnde Handbewegung. Ingeborg nahm zögernd einen Pfirsich in die Hand, sah sich nach der Frau um, die nickte. Sie durfte also selbst das Obst aussuchen. Das war gut. Ingeborg legte die drei Pfirsiche in den Blechbehälter, der auf der Waage stand. Deutete auf den Käse in der Vitrine und zeigte mit Daumen und Zeigefinger, wie breit das Stück sein sollte. Die Frau sagte wieder etwas, das Ingeborg nicht verstand. Aber das machte nichts. Mit zwei großen braunen Papiertüten voller Brot, Obst, Käse, Oliven, Keksen, Honig, Butter, Olivenöl, Wein und Tempotaschentüchern verließ Ingeborg den Laden.

Der Hund saß vor der Tür, sprang auf, sah sie erwartungsvoll an. „Du glaubst doch nicht im Ernst, dass ich dir etwas zu fressen kaufe!“, sagte Ingeborg. Der Hund bellte kurz, es klang erfreut. „Tja“, sagte Ingeborg, „du verstehst natürlich kein Deutsch, und auf Griechisch kann ich es dir nicht sagen. Trotzdem: du kriegst nichts. Hörst du: NICHTS!“ Der Hund bellte lauter, hüpfte auf und ab, tänzelte ihr um die Füße. Ich sollte nicht mit ihm sprechen, dachte Ingeborg. Das ermutigt ihn. Womöglich denkt er, ich mag ihn. Schweigend ging sie die Dorfstrasse entlang und den kleinen Hang hinauf, der zu ihrem Häuschen führte. Die Töle hinterher. Ingeborg kramte den Haustürschlüssel hervor, schloss auf, stieß dem Hund die Tür vor der Nase zu. Hatte ein schlechtes Gewissen.

Sie packte die Lebensmittel aus, stellte den Honig auf das kleine Holzregal über dem Herd, schnitt sich zwei dicke Scheiben Brot ab und einen Kanten Käse. Legte sich ein paar Oliven auf den Teller, goss sich ein Glas Wein ein, stellte Teller und Glas auf das wackelige Tischchen auf dem Balkon und holte sich den Roman, der auf ihrem Bücherstapel

zu oberst lag. Sie klappte den Liegestuhl auseinander, legte sich hinein und blickte über das Balkongeländer auf das Meer. Ich bin jetzt ein freier Mensch, sagte sich Ingeborg. Ich genieße mein neues Leben. Ein Leben ohne Produktionsdruck, ohne schlechte Manuskripte, ohne Vertreterkonferenzen, ohne Überstunden, ohne Intrigen, ohne Futterneid. Es geht mir gut. Es geht mir richtig gut. Das Glas war leer, Ingeborg schenkte sich ein zweites ein. Öffnete den Roman. Ein Leben ohne meinen Schreibtisch, dachte sie. Ohne meine Autorinnen. Ohne berufliche Anerkennung. Ohne spannende Manuskripte.

Das Meer war blau. Der Himmel war blau. Die Berge, die sich an den beiden Seiten der Bucht erhoben, waren blassgelb, nackt, alle Vegetation von der Sommersonne verdorrt. Bei gelb und nackt fiel Ingeborg der Hund ein. Der inzwischen sicher aufgegebenen hatte. Diese Viecher waren nur gierig. Wollten nur betteln. Wenn sie nichts bekamen, trollten sie sich wieder. Ingeborg stand auf, ging durch das Wohnzimmer zur Haustür. Öffnete sie einen Spalt breit. Sah hinaus. Da lag der Hund. Gelb und nackt. Ingeborg schloss die Tür wieder. Fühlte sich plötzlich mutterseelenallein. Verzagt. Abgeschoben. Diese blöde Töle, dachte sie. Guckt so traurig, dass *ich* eine Depression kriege. Sie ging in das winzige Bad, riss die Packung mit den Tempotüchern auf, schnäuzte sich. Hing sich die Handtasche um, ging aus dem Haus, verschloss die Tür hinter sich, sagte zu dem Hund: „Komm!“ Ging mit ihm zu dem Laden, lockte die Frau mit dem Finger vor die Tür, zeigte auf den Hund, hob eine Hand zum Mund, steckte etwas fiktives hinein, kaute. Die Frau verstand. Ingeborg folgte ihr zurück in den Laden, die Frau verschwand in einem Hinterzimmer und kam mit einem Stück gefrorenem Fleisch zurück.

Als Ingeborg aus dem Laden trat, führte der Hund ein kleines Tanzsolo auf und lief dann vor ihr her. „Ich habe keine Ahnung, warum ich das tue“, sagte Ingeborg. „Und du hast auch nichts davon. Ich verwöhne dich jetzt, aber in einer Woche bin ich weg und du musst dich wieder alleine durchschlagen. Dann bist du bitter enttäuscht.“ Der Hund sah sie an. Lächelte. Jetzt reicht es, dachte Ingeborg, Hunde lächeln nicht! Sah den Hund an. Er lächelte immer noch. Legte sich vor ihre Füße. „Nix da“, sagte Ingeborg, „wir sind noch nicht zuhause.“ Sie sah sich um, dachte: Was denken sich wohl die Dorfbewohner? Diese blöde Touristin pöppelt die Straßenköter auf?

Im Haus briet sie das Fleisch in Olivenöl an. „Knoblauch schneide ich dir aber keinen rein“, sagte sie zu dem Hund, der mit wedelndem Schwanz vor dem Herd stand, ekstatisch schnupperte und sie dabei unverwandt ansah. Ingeborg nahm einen Suppenteller und füllte ihn mit Wasser.

Stellte ihn auf den Balkon. Der Hund sah hektisch zwischen dem Herd und dem Balkon hin und her. Entschied sich für das Fressen, blieb in der Küche, winselte. Ingeborg legte das Fleisch in den Kühlschrank, um es abzukühlen. „Komm mit!“, sagte sie und ging auf den Balkon. Der Hund stand vor dem Kühlschrank und rührte sich nicht. „Das ist noch zu heiß für dich“, belehrte ihn Ingeborg, „du verbrennst dir die Kehle“. Dem Hund war das egal. Ingeborg gab ihm ein Stück Käse. „Das ist die Vorspeise“, sagte sie, lächelte die dumme Töle an. Die Töle lächelte zurück.

Der Vermieter sprach deutsch. Er hatte zwanzig Jahre lang in einem griechischen Restaurant in Hamburg gearbeitet. „Was machen Sie mit dem Hund, wenn Sie fahren?“, fragte er. „Nehmen Sie ihn mit?“ „Auf keinen Fall“, sagte Ingeborg. „Um Himmels willen!“ „Weil, wenn Sie ihn mitnehmen“, sagte der Vermieter, „müssen Sie ihn impfen lassen. Dann gibt es kein Problem. Sie können ihn dann auch im Flugzeug mitnehmen. Aber er muss alle Impfungen haben.“ „Ich nehme ihn aber nicht mit“, sagte Ingeborg. „Ich kann Ihnen die Adresse vom Tierarzt sagen“, sagte der Vermieter. „Er hat seine Praxis in Stadt, ganz in der Nähe vom Supermarkt.“ „Du machst dir besser keine Hoffnungen“, sagte Ingeborg zu dem Hund. „Ich kann keinen Hund gebrauchen. Ich will reisen. Ich will meine Freiheit. Durch einen Hund bin ich angebunden.. Außerdem bist du gotterbärmlich hässlich.“

Der Hund zog den Schwanz ein. Drehte sich um, ging ein paar Meter. Legte sich unter einen Baum am Weg, der zum Haus führte. „Nun heul doch nicht gleich“, sagte Ingeborg. Lief heulend zu dem Hund, hockte sich vor ihn hin. Streichelte vorsichtig sein nacktes gelbes Fell. Tropfte Tränen auf seinen runden Bauch. Kraulte ihn hinter den schlappen Ohren. Hörte sich sagen: „Komm mit, heute darfst du im Haus schlafen. Zum Abschied. Weil Morgen ist der letzte Tag. Dann fliege ich zurück.“ Jeden Abend, wenn sie nach dem Essen aus der Kneipe zurück gekommen war, hatte sie mit dem Hund ein paar Sätze gesprochen. Dann hatte sie ihm gute Nacht gewünscht und war ins Haus gegangen. Hatte ihm die Tür vor der Nase zugemacht. Am nächsten Morgen hatte sie die Tür geöffnet und der Hund hatte davor gelegen.

Ingeborg packte. Es machte ihr nichts aus, zurück zu fahren. Der Urlaub war eine Enttäuschung gewesen. Die nächste Reise musste sie besser vorbereiten. Und sie musste etwas an der Wohnung tun. Sie würde nun ihre Tage in der Wohnung verbringen. Nicht mehr morgens in den Verlag fahren. Abends, oft spät abends, müde zurückkommen, im Bett noch Manuskripte lesen. Sie würde etwas Neues finden, oder etwas Altes wiederfinden, einen Traum, den sie aufgegeben hatte, weil er ihr zu

unvernünftig erschienen war. Ich muss nicht mehr vernünftig sein, dachte Ingeborg. Sprach den ungeheuerlichen Satz laut. Leise erst, vorsichtig. Dann noch einmal, laut, entschlossen. Genießerisch schließlich, lächelnd. Der Hund sah ihr zu, wie sie den Badeanzug, die Kleider, den Kosmetikbeutel, die Bücher, die Handtücher, den Sonnenhut, die Sandalen, das Tagebuch, in das sie keinen Satz geschrieben hatte, die Zimtstangen, die sie im Laden gekauft hatte, in die Reisetasche stopfte. Ingeborg zog den Reißverschluss zu und sah den Hund an. Er zog den Schwanz ein. Legte sich in die Ecke, den Kopf zur Wand, eine Pfote über der Schnauze. Resignierte Verzweiflung. Schicksalsergeben.

„Aber nein“, sagte Ingeborg, „aber nein!“ Sie ging zu ihm, bückte sich, strich ihm über den Kopf. „Komm“.

Gemeinsam gingen sie ins Dorf, zum Vermieter.

„Geben sie mir die Adresse“, sagte Ingeborg. „Vom Tierarzt.“